

Kostenfreier Abdrucktext

Die folgende Geschichte ist dem Buch
Heil Hitler, Herr Lehrer! entnommen.

Den Text stellen wir zum kostenfreien Abdruck zur Verfügung.
Als Gegenleistung erwarten wir lediglich die Veröffentlichung
der nachstehenden bibliographischen Daten mit einem kleinen
Buchcover von mindestens 30 mm Breite. Bitte senden Sie uns
einen Beleg zu. Herzlichen Dank!

Heil Hitler, Herr Lehrer!

50 Kindheits-Erinnerungen Deutschland 133-1939.

361 Seiten mit vielen Abbildungen, Chronologie,
Ortsregister, Zeitgut Verlag, Berlin.

Band 13, Reihe Zeitgut.

Gebundene Ausgabe

ISBN 978-3-933336-12-5, Euro 12,90

Wir bedanken uns für die Zusammenarbeit und stehen Ihnen
gern für Rückfragen bereit.

Mit freundlichen Grüßen



Daniel Schlie

Pressekontakt

Daniel Schlie
Öffentlichkeitsarbeit
Zeitgut Verlag GmbH
Klausenpaß 14

daniel.schlie@zeitgut.de
Tel: 030 - 70 20 93 10
Fax: 030 - 70 20 93 22
12107 Berlin

www.zeitgut.de



[Bad Pyrmont – Hameln, Niedersachsen;1933–1938]

Ursula Sonnemann

Wo sind sie geblieben?

(Auszug)

Der Führer spricht

Wir leben nun mitten im Dritten Reich. Ich bin mit Begeisterung Jungmädel und verrichte meinen Dienst vorbildlich. Anni ist nicht mehr meine Führerin, sie betreut die jüngeren Jungmädel. Ich habe nicht mehr viel Gelegenheit, mit ihr zusammen zu sein, denn Dienstag nachmittags muß ich zum Konfirmandenunterricht, und donnerstags gehe ich mit anderen Mädchen in ein Handarbeitsgeschäft, in dem uns eine ältere Frau das Stricken und Häkeln beibringt.

Den Reden unseres Führers im Radio bringe ich den nötigen Respekt entgegen, obwohl ich sie inhaltlich oft nicht verstehe. Aber einiges verstehe ich doch. Adolf Hitler will eine gesunde kräftige Jugend, einsatzfreudig und opferbereit, aus



*Das bin ich, 14 Jahre alt.
Nach vierjähriger Jungmädelszeit werde ich 1939 in den
BDM aufgenommen.*

uns Kindern machen. „Ihr seid unsere Zukunft“, sagt er. Und da bin ich stolz, dazugehören zu dürfen.

Ein Radio hat jede Familie, zumeist den sogenannten Volksempfänger. Mit ihm können wir alle Nachrichten und natürlich auch die Reden Hitlers hören. Ist solch eine Rede angesagt, lauschen wir im Kreise der Familie den Worten des Führers. Keiner wagt, den anderen dabei zu stören. Stundenlange Marschmusik versetzt uns in die erforderliche Stimmung. Der Ansager bringt Situationsbeschreibungen von den vielen Menschen, von den vielen Hakenkreuzfahnen und von der Ankunft des Führers an seinem Rednerort. Mal ist es eine Werft, mal ein großes Stahlwerk oder eine festlich geschmückte Halle. Dann erfolgt ein unheimliches Aufbrausen von Stimmen und Heil-Rufen im Radio. Es herrscht Totenstille, wenn der Führer seine Rede mit: „Deutsche Volksgenossen, deutsche Volksgenossinnen!“ beginnt. Am Schluß der Rede ertönen die beiden Nationalhymnen, das Horst-

Wessel-Lied „Die Fahne hoch ...“ und das Deutschlandlied. Vielen Menschen treten insbesondere bei dem letzten Lied Tränen der Rührung und der Freude in die Augen, so feierlich sind diese Augenblicke.

Bei manchen Reden Hitlers bemerke ich bei meinen Eltern Betroffenheit. „Hoffentlich geht alles gut“, flüstert meine Mutter meinem Vater zu. „Es wird doch keinen Krieg geben?“ Meine Eltern haben den Ersten Weltkrieg, der erst zwanzig Jahre zurückliegt, noch sehr genau in Erinnerung. Mein Onkel ist an seinem 19. Geburtstag gefallen, und mein Vater selbst schwer verwundet worden.

„Aber Mutti, Hitler will bestimmt keinen Krieg, er will Deutschland doch aufbauen“, tröste ich sie.

„Du hast hoffentlich recht“, sagt sie – ich denke aus Angst, ich könnte vielleicht in der Schule erzählen, meine Eltern meinen, Hitler würde einen Krieg vorbereiten.

Marianne

„Sind die Entschuldigungen für die fehlenden Schüler eingegangen?“ fragt unser Lehrer den Klassenobmann, der für die Eintragungen im Klassenbuch zuständig ist.

„Ja, alle, bis auf die Entschuldigung von Marianne. Sie fehlt schon drei Tage unentschuldigt.“

„Marianne, ach ja, laß man, die ist verzogen“, sagt der Lehrer, „um die brauchst du dich nicht mehr zu kümmern.“

Nun werden wir neugierig, Marianne hat nichts von einem Umzug gesagt. So plötzlich zieht man doch nicht um, denken wir. Anni kann ich nicht fragen, sie nimmt an einer Führerinnenschulung teil und hat dadurch unterrichtsfrei. Einige Mitschülerinnen und ich beschließen, zu Mariannes Wohnung zu gehen. Sie wohnt nicht weit von der Schule entfernt gleich neben dem neuen Postamt in einer grün- und weißgestrichenen Villa. Ihr Vater ist Arzt.

Unentschlossen stehen Gerda, Ilse und ich vor dem Haus. „Was sollen wir machen?“ fragt Ilse.

Gerda meint: „Marianne wird nicht weggezogen sein. Seht nur, ihr lustiger bunter Wellensittich sitzt in seinem Käfig am Fenster, die Gardinen hängen noch und auch die Blumentöpfe stehen auf dem Fensterbrett“. Den Wellensittich hat Marianne zum Geburtstag bekommen. Sie liebt ihn sehr, bestimmt hätte sie ihn mitgenommen. Wir gehen die wenigen Treppenstufen zur Haustür hinauf und klingeln. Eine fremde Frau öffnet. „Was wollt ihr denn hier?“ fragt sie.

„Wir möchten Marianne besuchen, sie ist unsere Klassenkameradin.“

„Marianne wohnt nicht mehr hier.“

„Können sie uns die neue Adresse von Marianne sagen? Wir wollen ihr schreiben“, erwidert Ilse.

„Die weiß ich nicht. Macht jetzt, daß ihr nach Hause kommt!“ sagt die Frau in barschem Ton und schließt die Tür.

Nun stehen wir unverrichteter Dinge da. Wir überlegen, was wir nun tun können, um zu erfahren, wo sich Marianne aufhält. Ganz für mich alleine überlege ich: Freddi ist weg, jetzt Marianne, vor längerer Zeit unsere Nachbarn, die Löwensteins und die Müllers. Die Letzteren hatten ihre Gardinen auch nicht mitgenommen, als das Auto mit den Männern im Ledermantel kam. Im Lager, erklärte mir mein Vater, können sie diese Sachen nicht gebrauchen. Sollte Marianne vielleicht eine Jüdin sein?

Doch dieser Gedanke ist unvorstellbar, denn Marianne ist blond und blauäugig. Ich verwerfe ihn sofort wieder. „Laßt uns gehen“, fordere ich die anderen auf.

Als wir auf der Kreuzung Herder-/Goethe-Straße ankommen, fällt unser Blick auf das große Plakat an der Litfaßsäule, von dem uns eine gräßliche Fratze mit pickeligem, unraisiertem Gesicht und einer riesigen Hakennase, fehlenden Zähnen im Mund und einer Schlägermütze auf dem Kopf angrinst. Fett gedruckt steht das Wort JUDE darunter.

„Vielleicht sind Mariannes Eltern Juden?“, überlegt Gerda und spricht damit aus, was auch ich befürchte.

„Das glaube ich nicht, Marianne ist nicht dreckig“, entgegnet Ilse. „Aber ich habe schon gehört, daß Juden ganz plötzlich verschwunden sind.“

Ich beteilige mich an diesem Gespräch nicht, ich habe ja meinem Vater versprochen, nicht über Juden zu sprechen.

Am nächsten Morgen stellen Gerda und Ilse unserem Lehrer die Frage: „Ist Marianne Jüdin?“

„Ja“, sagt er, dreht sich zur Tafel und beginnt mit dem Unterricht. – Mariannes Platz bleibt für immer leer.

Nach diesem Erlebnis will ich es genau wissen: Wie sieht ein Jude aus, woran erkennt man ihn?

Ich forsche bei meinen Eltern, bei meiner Großmutter, bei Onkel und Tanten, bei Bekannten. Fast immer bekomme ich die gleiche Antwort: „Das weiß ich nicht.“ Nur mein Vater gibt mir eine verständliche Erklärung: „Du hast schon genug Juden kennengelernt, Frau Löwenstein, Tina und Sarah, Frau Müller, Freddi und Marianne. Also weißt du selbst, wie sie aussehen, nämlich wie ganz normale Menschen.“

„Dann kann ich äußerlich keinen Juden erkennen?“ – „Nein.“ – „Und warum wird der Jude auf den Plakaten so scheußlich dargestellt?“

„Die Bilder sind ein Teil der Hetzpropaganda gegen Juden“, erklärt mir mein Vater nach einiger Überlegung. „Aber du sprichst kein Wort darüber, hast du das gehört?“

Ich verspreche es. Nach einigem Schweigen stelle ich dann zögernd die mir schon so lange auf der Zunge brennende Frage: „Sind wir denn vielleicht auch Juden?“

„Nein“, sagt mein Vater.

Ein Stein fällt mir vom Herzen, obwohl ich sehr traurig bin über das ungewisse Schicksal von Marianne.

Die Reichspogromnacht

Im November 1938 passiert am Abend eines trüben, naßkalten Tages etwas Schreckliches. Am Nachmittag sitze ich in einem überheizten Raum meiner Handarbeitslehrerin. Sie

füttert den kleinen eisernen Kanonenofen unaufhörlich mit Holzscheiten. Die Eisenplatte glüht, und der Wasserkessel darauf summt. Obwohl wir es vor Hitze kaum aushalten können, verbietet sie uns, ein Fenster zu öffnen. Sie meint: „Erfroren sind schon viele, eroffen noch keiner.“

So sind wir froh, als wir um 18 Uhr endlich nach Hause gehen können. Tief ziehen wir die feuchte, kühle Luft in unsere Lungen. Wir machen uns auf den Weg. Plötzlich stutzen wir, was ist das da hinten am Himmel?

Über der Stadt liegt ein diesiger, rot-gelber Schein. Wir bleiben stehen und beobachteten ihn. Mal wird er heller, mal dunkler. Vor vielen Jahren sah ich einmal als Kind ein Haus brennen. Seither habe ich große Angst vor Feuer. Und gleich schießt es mir durch den Kopf: Ob da vielleicht etwas brennt?

Langsam gehen wir weiter, immer den Himmel und den hellen Schein beobachtend. Schließlich stehe ich vor unserem Haus. Ich werfe noch einmal einen Blick zur Stadt hinüber, als ich meine Mutter entdecke, die aus dem Fenster sieht. „Warum ist der Himmel so hell?“ rufe ich ihr zu.

„Ich habe keine Sirene gehört“, antwortet sie.

Kein Mensch kommt unsere Straße entlang, den wir fragen können. Alles ist still. Wir beobachten weiter. Es ist immer dasselbe Bild, mal sieht der Himmel dunkelrot, mal gelblich aus.

„Wo ist Papa?“ frage ich.

Und meine Mutter antwortet, er sei in der Stadt, um Fisch zu holen. Ich solle nun hereinkommen, wenn er wiederkäme, würde er uns erzählen, ob und wo es gebrannt hätte.

Nach gut einer Stunde verblaßt der Feuerschein. Mein Vater ist immer noch nicht zurück. Meine Mutter wird unruhig, so lange bleibt er sonst nie weg. Es muß also doch etwas passiert sein.

Ein lautes Rasseln unserer Drehklingel unterbricht unsere Überlegungen.

„Jetzt kommt er!“ rufe ich und renne zur Haustür.

Ich erkenne meinen Vater nicht wieder: Mit Riesenschritten betritt er den Flur, nimmt seine Brille ab, weil sie beschlagen ist, und schreit: „Diese Schweine, diese Schweine, nun haben sie die Synagoge angesteckt!“

Er rennt wieder hinaus, um von seinem großen Gepäckträger den eingekauften Fisch zu holen. In der Aufregung hat er sein Fahrrad nicht ordentlich an den Zaun gestellt. Es ist auf die Erde gefallen.

„Was ist denn eine Synagoge?“ fragte ich.

„Das ist eine jüdische Kirche“, erklärt meine Mutter.

„Und wo ist die?“

„In der Weberstraße.“

Bis zu diesem Zeitpunkt wußte ich nicht, daß Juden auch eine eigene Kirche haben. „Aber es ging doch keine Sirene“, erwidere ich.

„Das ist ja gerade die Sauerei“, gibt mein Vater zur Antwort, „nicht ein einziger Feuerwehrmann war da!“

Und das kann ich nun wiederum nicht verstehen. Ich weiß genau, daß bei einem Brand die Feuerwehr ausrückt.

„Brennen lassen haben sie sie, einfach brennen lassen!“ schreit mein Vater.

„Laß uns hingehen, Papa, ich möchte es sehen.“

„Nein“, sagt er, „man muß sich schämen, ein Deutscher zu sein.“

„Wer hat die Synagoge denn angesteckt?“

Mein Vater weiß es nicht genau, aber er meint, Parteileute hätten es getan.

„Hat das vielleicht Hitler gemacht?“ frage ich weiter.

„Ach was“, antwortet er, „der kann sich so etwas nicht erlauben.“ Und immer noch schreit er voller Aufregung: „Das ist ein starkes Stück, eine Kirche abbrennen zu lassen, das geht zu weit!“

Wir sind alle betroffen. Aber meiner Mutters Neugierde siegt. „Ich gehe hin, ich will mir das ansehen“, sagt sie.

„Und ich möchte mit. Ach bitte, Mutti, nimm mich mit!“

So ziehen wir beide los. Etwa eine Viertelstunde gehen wir, da bemerken wir einen beißenden Brandgeruch. Entsetzt starre ich auf die verkohlten Balken, an denen immer wieder Flammen züngeln. Das Dach der Synagoge ist eingestürzt. Ich hatte diese Kirche nie bewußt gesehen. Sie hatte keinen Turm wie unsere, darum war sie mir wohl nie aufgefallen. Einige SA-Männer werfen heruntergefallene Dachziegel auf die Brandstelle, andere machen mit Schaufeln die Straße frei, die übersät ist von Steinen, Schutt und Asche. Da entdecke ich auch Annis Vater bei den Aufräumarbeiten.

„Heil Hitler“, sagt er, „nun haben wir es geschafft.“

„Was haben Sie geschafft?“ fragt meine Mutter zurück.

„Na ja, gleich sind wir fertig hiermit.“

„Ja“, murmelt meine Mutter, „Sie haben es geschafft.“ Doch diese Worte kommen sehr leise über ihre Lippen.

„Papa meint, Parteileute hätten sie angezündet, aber sieh nur Mutti, selbst Annis Vater hilft beim Aufräumen mit, das ist doch nett, nicht?“

Meine Mutter zieht es vor, mir darauf keine Antwort zu geben. Da schluffelt eine alte Frau in dicken Kamelhaarhausschuhen, auf einen Stock gestützt, daher. Sie bleibt stehen und schüttelt ihren Kopf, der durch ein dickes blaues Wolltuch fast versteckt aus ihrem Pelzkragen guckt. „Ihr müßt mal in die Bismarckstraße gehen, da sieht es schlimm aus.“

„Was ist denn da passiert?“ möchte meine Mutter wissen.

„Na, geht hin, ihr werdet’s sehen.“

Wir gehen. Das schöne Porzellengeschäft von Webers ist völlig zerstört. Die Schaufenster bestehen nur noch aus großen, zackigen Glasstücken. Man könnte gerade hindurch ins Geschäft gehen. Aber am schlimmsten empfinde ich es, daß das ganze herrliche Porzellan, die wertvollen Vasen, die mit Rosen und Goldrand verzierten Tassen und Teller in tausend Scherben auf dem Bürgersteig liegen. Die mit rotem Samt ausgelegten umgestürzten Regale haben Wein- und Likörgläser unter sich begraben.

Noch gestern stand ich vor dem Geschäft und habe mir die kleine Kristallschale angesehen. Ich wollte sie meiner Mutter zum Geburtstag schenken. Aber noch hatte ich nicht genug von meinem Taschengeld gespart, denn sie war sehr teuer. Nun liegt sie zerbrochen vor meinen Füßen. Ich bücke mich, um die einzelnen Teile zusammenzusetzen, aber Mutter warnt mich vor den scharfen Kanten. Traurig lege ich sie zurück.

Die Straße ist menschenleer. Einsam und verlassen kommen wir uns vor. Wir wußten, daß die Inhaber dieses Geschäftes Juden waren. Meine Großmutter hat oft bei ihnen gekauft. Das große Plakat mit der Aufschrift:

„Deutsche wehrt Euch, kauft nicht beim Juden!“ bewegt sich leise im aufkommenden Wind.

Mutti schlägt vor, noch an dem Laden für Herrenbekleidung vorbeizugehen. Der Besitzer, Herr Wiesenthal, ist ebenfalls Jude. Dort entdecken wir die gleiche Zerstörung. Hier liegen Herrenschirme, Spazierstöcke, Krawatten, Hüte, Oberhemden auf der Straße, dazwischen ein Meer von Glassplittern der eingeworfenen Schaufensterscheiben. Fein säuberlich an einen Türpfeiler geklebt, prangt das unübersehbare Schild mit der Warnung, nicht beim Juden zu kaufen.

Die Stadt scheint wie ausgestorben. Noch immer zieht ein brenzlicher, ätzender Geruch durch die Straßen, denn das Feuer der Synagoge ist noch nicht vollständig gelöscht.

Es ist spät geworden. Normalerweise würde ich längst im Bett liegen, aber die Zeit ist unter dem Eindruck dieser Ereignisse stehengeblieben. Fassungslos über so viel Gewalt treten wir den Heimweg an.

„In der Schule erzählst du nicht, was du heute gesehen hast“, sagt meine Mutter.

„Aber Annis Vater hat uns gesehen, er weiß doch, daß wir an der Synagoge waren.“

„Auch Annis Vater wird nicht weiter über diesen Vorfall sprechen“, erwidert sie.

Und ich gehorche in dem Bewußtsein, meinem Vater das Versprechen gegeben zu haben, daß ich mit niemandem über Judenfragen reden werde.

Lange schlafe ich nicht ein. Wer kann so grausam sein und eine Kirche abbrennen lassen, Wiesenthals Geschäft zerstören, teures Porzellan zerschlagen?

In derselben Nacht passierte aber noch etwas, von dem ich erst am darauffolgenden Sonntag erfahre: Jeden Sonntag gehen meine Eltern mit meinem Bruder und mir spazieren. Oft suchen wir die „Berghütte“, ein Ausflugslokal, auf. Um sie zu erreichen, klettern wir den Wurzelweg hinauf. Wir Kinder nennen ihn so, weil die dicken Wurzeln der mächtigen Buchen eine Art Treppe bilden. Unterhalb dieses Weges liegt der kleine jüdische Waldfriedhof. Von weitem schon sehen wir viele Menschen dort. Als wir näher kommen, bietet sich uns ein Bild des Entsetzens.

Aus den Steinpfeilern hängen die einzelnen Felder des kunstvoll geschmiedeten Eisenzaunes. Die Grabsteine sind umgekippt. Die Einfassungen der Gräber liegen kreuz und quer durcheinander. Büsche und kleine Bäume, Ziersträucher und Blumen, aus der Erde gerissen, säumen den Friedhofsweg. Grasbüschel bedecken zerbrochene Schalen. Selbst die Holzbänke hat man nicht verschont. Zerschlagen liegen sie auf einem Haufen.

Wie angewurzelt bleiben wir stehen. Keiner spricht ein Wort.